

Neuer Gartenlaub



Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Erbtöchter des Glücks.

[1] Preis-Roman von E. Perodi.
Befugte
Bearbeitung aus dem Italienischen.

I.

Eines Morgens gegen Ende des Monats Juni fuhr der Wagen der Marchesa Mati vor dem Kloster zum heiligen Erlöser auf der Piazza Nicossia vor. Die Dame war die Schwester des Kardinals Scarbini, genoß in kirchlichen Kreisen große Bedeutung und war wegen zahlreicher Werke edler Wohltätigkeit, welche sie ausübte, allervors gern gesehen.

Die Marchesa stieg langsam aus, denn sie litt an der Sicht und war in ihren Bewegungen einigermaßen gehindert. Ihr Gehärt machte einen etwas düstern Eindruck, denn nicht nur der Wagen, sondern auch die Pferde und die Kleidung der Diener waren schwarz.

Die vornehme Dame läutete selbst an der Klosterpforte; die Nonne, welche ihr öffnete, verneigte sich tief vor ihr und schien offenbar zu wissen, daß sie es mit einer Standesperson zu thun habe. Sie ließ die Dame in das Sprechzimmer treten und entfernte sich dann hastig, um die Oberin zu rufen. Diese ließ nicht lange auf sich warten und trat lächelnd auf die Marchesa zu, während sie mit etwas französischem Anklang um deren Begehren fragte.

„Schwester Maria, ich muß eine große Gunst von Ihnen erbitten. Meine arme Nichte, welche erst seit wenigen Jahren verheiratet ist, verlor ihr einziges Kind und ist seitdem geisteskrank. Ihr Gatte hat schon alle Heilmittel der Wissenschaft vergeblich zu ihrer Wieder-

herstellung anwenden lassen. Wir müssen eine geduldige, sanfte Klosterfrau als Pflegerin

erbitten; gleichzeitig aber ist es dringend geboten, daß dieselbe einen gewissen Ernst an den Tag zu legen versteht; eine solche Nonne möchte ich mir von Ihnen erbitten.“

„Ich glaube Ihrem Wunsch entsprechen zu können; es ist eine Savoyardin, ruhig, klug, pflichttreu, sie wird von allen gelobt. Wir haben sie noch nicht lange in unserer Mitte; sie hat aber bereits den Marchese Sabini gepflegt, der schwer krank war und die Familie weiß nicht genug des Guten und Lobenswerten von ihr zu erzählen; seit drei Tagen nun befindet sie sich hier im Kloster; mir macht sie allerdings den Eindruck, als ob sie selbst dringend der Ruhe bedürfe; sie sieht bleich und angegriffen aus und es wäre mir leid, wenn sie erkrankte.“

„Wie schade, wenn man diese Perle nicht haben könnte!“ erwiderte die Marchesa.

„Nichtsdestoweniger,“ fuhr die Oberin fort, „wollen wir sie sofort fragen.“

Mit diesen Worten setzte sie den Klingelzug in Bewegung. Der eintretenden Laienschwester befahl sie, Ludovica zu holen und gleich darauf trat eine große, fast bis zur Magerkeit schlanke Gestalt mit großen, schwarzen Augen und einem jenseitigen Gesichtsausdruck in das Gemach. Ein mattes Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie sich leicht vor der Dame verneigte.

„Die Frau Marchesa Mati,“ sprach die Oberin, mit einer Handbewegung die Dame bezeichnend, „sucht für ihre Nichte, die von der fürchterlichsten aller Krankheiten — vom Wahnsinn — befallen ist, eine Klosterfrau, welche ihr in der Pflege beistehen soll. Sind Sie, Schwester

Ludovica, nach den Ermüdungen dieser letzten Tage im Stande, diese schwere Bürde auf sich zu nehmen?“



Dein froh Gemüt von Lieb' durchglüht,
So echt, so rein, wie edler Wein;
Dein Hochgewinn: Deutschtreuer Sinn
Zest halt' dies Paar — Profit Neujahr!

„Ich bin bereit,“ erwiderte die Schwester bescheiden, „und wenn die Frau Marchesa mir gütigst angeben möchte, wohin ich mich zu begeben habe —“

„Wenn Sie mich gleich begleiten wollen, bringe ich Sie selbst zu meiner Nichte.“

„Sehr gern,“ entgegnete Schwester Ludovica, „gönnen Sie mir nur ein paar Sekunden, um mir Wäsche zu holen!“

„Ich warte, so lange Sie wünschen,“ erwiderte die Marchesa, dann wendete sie sich an die Oberin, um ihr ziemlich umständlich von der Krankheit ihrer Nichte zu erzählen; dabei wiederholte sie unaufhörlich, welches Unglück eine solche Krankheit sei, da der Gatte die Nichte anbetete und die Ehe eine so ausnehmend glückliche gewesen sei.

„Sie werden sehen, Gott steht ihr bei!“ rief die Oberin.

Als Schwester Ludovica wieder in das Sprechzimmer trat, trug sie eine Ledertasche in der Hand und stellte sich nun der Marchesa zur Verfügung.

Die beiden Damen stiegen in den Wagen und die Marchesa rief dem Kutscher zu:

„Nach der Palazzo Altamps!“

Während die Pferde in raschem Trab die kurze Entfernung zurücklegten, teilte die Marchesa der grauen Schwester näheres über die Verhältnisse der Familie mit, zu welcher sie nun gebracht werden sollte.

„Meine Nichte ist zweiundzwanzig Jahre alt, sie war verwaist und wurde von mir und von meinem Bruder, dem Cardinal Scarbini, erzogen; sie war sehr hübsch und mit achtzehn Frühlingen vermählten wir sie mit einem dreißigjährigen Mann, der reich, geistvoll und von guter Familie gewesen ist! Drei Jahre lang hatte das Ehepaar keine Kinder und nachdem der Himmel ihnen eins geschenkt, starb es. Die arme Mimma hat darüber den Verstand verloren. Ich habe die Unglückliche so lieb, als ob sie meine Tochter wäre; aber ich besitze selbst Familie und kann mich ihr nicht so widmen, wie ich es gern möchte — Ihnen lege ich die Beklagenswerte deshalb ans Herz!“

„Sie mögen mir vertrauen,“ sprach die Nonne, indem sie der Marchesa einen tröstenden Blick zuwarf.

II.

Der Wagen hielt vor dem Portal des mächtigen Palastes Altamps. Die graue Schwester stieg aus und bot der Marchesa die Hand, um ihr ebenfalls behilflich zu sein. Die ältere Dame nahm dieselbe dankbar an und stützte sich auch, während sie die Treppe hinaufstieg, ziemlich schwerfällig auf den Arm der Nonne.

Im zweiten Stock angelangt, öffnete ein Diener den Damen die Thür und nachdem sie mehrere Salons durchschritten, in welchen die Einrichtungsstücke wirr umherstanden und der Staub in dichten Schichten auf denselben lag, gelangten sie endlich in ein reich ausgestattetes Schlafgemach. Zwischen den beiden Fenstern stand eine kleine zierliche Frauengestalt mit zerrauftem Haar und unordentlichen Kleidern. Beim Anblick der Fremden warf sie sich auf den Boden und kroch auf einen Wolfsbund zu, der ein paar Schritte von ihr entfernt auf der Erde lag und sie mit klugem Blick betrachtete.

Bequem, in einem Sorgenstuhl zurückgedrückt, saß eine Krankenwärterin, welche beim Eintritt der Marchesa sich langsam und schwerfällig erhob; auch die Kranke blickte nach ihr hinüber und warf der Nonne einen mißtrauischen Blick zu.

„Mimma!“ sprach die Marchesa, indem sie leicht ihre Schulter berührte.

Die Kranke aber starrte sie nur mit blödem Lächeln an.

„Mimma,“ wiederholte sie, „diese gütige Schwester hier wird Dir Gesellschaft leisten und mit Dir beten, damit der liebe Gott Dir wieder die Gesundheit gebe.“

Die Kranke zuckte die Achseln und fing an, den Hund beim Schweif zu ziehen, dieser sah das als eine Herausforderung an und fing an Lärm zu schlagen, bellte laut und schnappte dann nach der Hand seiner Herrin.

Schwester Ludovica hatte schon vielen Kranken beigegeben, aber noch niemals einer Irren, und dieses junge, schöne, von Reichtum umgebene Weib mit dem blöden Gesichtsausdruck stößte ihr einerseits grenzenloses Mitleid, andererseits aber auch eine gewisse Scheu ein.

Die Marchesa rief die Krankenwärterin beiseite und fragte sie, ob die Dame ruhig gewesen. Diese verneinte mit einem Kopfschütteln und, indem sie den Ärmel ihres Kleides zurückschob, zeigte sie ein paar dunkelrote Flecke am Arm, welche von den Mißhandlungen herrührten, denen sie ausgesetzt gewesen sei.

„Es geht stets gleich mit ihr, sie ist unaufhörlich Anfällen von Tobsucht unterworfen, und wenn ich ihr dann entgegenrete, zerschlägt sie, was sie in die Hand nimmt und fügt mir Mißhandlungen zu.“

Während die Marchesa und Antonina etwas abseits mit einander sprachen, war es Schwester Ludovica gelungen, den Abscheu zu überwinden, welchen die Kranke ihr einflößte; sie war näher getreten und liebte den Hund, der sich dies gern gefallen ließ.

Die Kranke sah bald den Hund und bald die Klosterfrau an, sie lachte jetzt aus vollem Halse; plötzlich sah sie das Kreuzifix, welches am Rosenkranz der Nonne hing; sie stand auf, trat näher und küßte dasselbe.

Schwester Ludovica griff, nachdem sie es wieder losgelassen ebenfalls nach dem Kreuzifix, drückte es auch an die Lippen und hegte dabei den innigen Wunsch, die Kranke möge genesen. Diese stand inzwischen lachend da, wies mit dem Finger nach der Marchesa und schien gewillt, über dieselbe zu spotten. In diesem Augenblick pochte es an der Thür, Professor Guinigi, ein hochgewachsener, blonder, junger Mann trat ein; bevor er die Kranke beachtete, sprach er mit der Wärterin; als er vernommen, daß jene wieder Tobsuchtsanfälle gehabt, stand er mit zu Boden gesenktem Blick sinnend da.

Professor Guinigi hatte sich während weniger Jahre bedeutenden Ruhm als geschickter Krankheitserkenner erworben; handelte es sich um Irre, so war er in den meisten Fällen dafür, daß die Kranken aus ihrer Umgebung entfernt und in eine Anstalt gebracht wurden, hier indes legte er besonderes Gewicht darauf, daß die Leidende in ihrer gewohnten Umgebung bleibe, denn er glaubte, wenn dies nicht der Fall sei, würde ihr Uebel nur verstärkt werden. Er bat nur den Gatten, sich für einige Zeit zu entfernen und zwar begründete er dies durch die Tobsuchtsanfälle, welche sie gehabt, so oft sie die Stimme ihres Mannes vernahm.

Der Gatte hatte sich in diese Verbannung gefügt, aber die Marchesa schickte ihm täglich nach Frascati Nachricht über das Befinden der Kranken.

Als der Professor sah, daß die Dame

mit der Nonne sich zu verständigen schien und dieselbe anblickte, ohne vor ihr zu flüchten, forderte er die Marchesa auf, die Nichte mit der Klosterfrau allein zu lassen, verordnete aber, daß die Krankenwärterin im anstoßenden Gemach bleibe, um jeden Ruf zu hören; dann entfernte er sich, nochmals Ruhe für die Kranke empfehlend.

Ehe die Marchesa die Nichte verließ, rief sie die graue Schwester nochmals zu sich und legte ihr ihre Mimma angelegentlich ans Herz, indem sie ihr gleichzeitig austrug, täglich abends um sieben Uhr einen Krankenbericht zu schreiben und denselben nach ihrem Hause zu senden, von wo aus sie ihn dann dem Gemahl der Kranken zukommen lassen wollte. Schwester Ludovica versprach, alles gewissenhaft zu befolgen und kehrte dann zu der Kranken zurück.

Diese hatte sich inzwischen auf eine Ottomane gelegt, starrte in einen Spiegel und that, als habe sie den Eintritt der Nonne nicht bemerkt. Drei Stunden lang lag die Irre regungslos; nur die Augen bewegten sich zuweilen; mitunter sah sie zur Decke empor, dann wieder auf die Brillantenringe, welche sie an den Fingern trug, sie sprach aber bei alledem kein Wort.

Schwester Ludovica erhob sich endlich ohne jedes Geräusch, legte die Hand auf ihre Schulter, fragte sie, ob sie etwas benötige und bot ihr dann die Medizin, welche sie nehmen sollte.

Die Kranke trank gierig aus dem Glase, und wenn die Nonne ihr dasselbe nicht rechtzeitig entzogen hätte, so würde sie es auf den Teppich haben niederfallen lassen.

Schwester Ludovica fühlte sich von großer Trauer befallen, ihre Augen richteten sich unablässig nach dem armen Geschöpf hinüber, dessen Sinne unnachtet waren.

Die Fähigkeit klar zu denken war erloschen, oder schlummerte wenigstens und Ludovica fragte sich angstvoll, ob sie wohl im stande sein werde, das Leben an der Seite dieser Kranken auf die Dauer zu ertragen. Fromm, wie sie war, richtete sie ihre Blicke himmelwärts und betete innig.

Sie hatte erst vor wenigen Tagen ein Haus verlassen, in welchem sie den langjamen und qualvollen Todeskampf eines edlen Menschen hatte ertragen müssen, der seine Familie in grenzenloser Verzweiflung zurückgelassen. Sie hatte die Thränen einer liebenden Gattin und der zärtlichen Tochter zu trocknen versucht, welche in dem Marchese Scabini den langjährigen Gefährten ihres Lebens verloren. Noch trauriger erschien ihr aber das Bild, welches ihr heut sich bot.

Vielleicht hatte die unglückliche Frau einen lichten Augenblick, vielleicht fühlte sie das Mitleid, welches aus den Augen der Klosterfrau sprach, die mit ihrem klassischen Profil so schön zu schauen war, denn plötzlich legte sie ihr Haupt in den Schoß Schwester Ludovicas, welche ihr mit der weichen, schmalen Hand, liebevoll über das Haar strich.

III.

In dieser Stellung verharrten die beiden Frauen, bis die Nonne den Kanonenschuß hörte, welcher Mittag verkündete, die Stunde, zu welcher auch die Kranke ihre Nahrung zu sich nehmen mußte.

Nun trachtete Schwester Ludovica sie aufzurichten, um sie nach dem anstoßenden, kleinen Saal zu führen, in welchem, wie man ihr gesagt hatte, dreimal am Tage die Mahlzeiten aufgetragen wurden.

Mit einem gewissen Widerstreben, ließ sich die Kranke aufrichten, als die Nonne ihr aber das Haar glätten und das Kleid schließen wollte, stieß sie ein wildes Geschrei aus und versuchte, ihr mit den Nägeln die Hände zu zerkratzen. Ludovica verteidigte sich und trachtete, sie zu beruhigen, so gut es gehen wollte, sah sie aber dabei streng an. Dieser Blick genügte, um die Irre zu veranlassen, daß sie den Kopf senkte und von der Nonne sich führen ließ, wohin diese wollte.

In dem kleinen Speisezimmer wartete bereits die Krankenwärterin, sie nötigte die Irre, auf dem Stuhl Platz zu nehmen, welchen sie für diese zurechtshob, konnte aber nicht verhindern, daß letztere mit den Händen in die Suppenschüssel fuhr und sie dann, da die Suppe natürlich heiß war, schreiend und weinend zurückzog. Das unwillkürliche Empfinden der gebildeten Dame, für die jeder Mangel an Nettigkeit ein Gräueltat ist, gewann in diesem Augenblick bei der Nonne die Oberhand. Mit finstern zusammengezogenen Brauen, mit strengem Blick trat sie auf die Kranke zu, schob die Suppenschüssel fort und begann ihr die nassen Hände abzuwischen, indem sie in ziemlich schroffem Ton sagte: „Schämen sollen Sie sich, gebildete Leute verabscheuen die Unreinlichkeiten.“

Von diesem Augenblick an begriff sie erst recht, wie schwierig die Aufgabe sei, die sie auf sich genommen, erklärte zugleich auch, daß diese Frau, die keinen Willen, keine Selbstbeherrschung und keinen Ordnungssinn besaß, nur wie ein neugeborenes Kind behandelt und erzogen werden müsse. Sie führte ihr deshalb die Hand, gab ihr zu essen und zu trinken und die Kranke ließ alles mit sich geschehen, ohne sich zu wehren.

Der Nachmittag dünkte ihr endlos lange, sie konnte mit keiner Menschenseele ein Wort sprechen, und versuchte sie der Kranken dieses oder jenes zu sagen, so predigte sie

tauben Ohren. Mehrmals fühlte sie sich versucht, die Krankenwärterin herbeizurufen, um ihr zu sagen, daß sie nach dem Kloster zurückkehre, weil sie die's Leben nicht ertragen könne; so oft sie aber im Begriff war, es zu thun, gedachte sie wieder des geistlichen Schwures — den Nothleidenden zu helfen, sagte sich auch, daß es unmenschlich wäre, die Kranke habgütigen Händen

schreiben müsse, um ihn von dem Befinden der Unglücklichen zu verständigen, beschloß Schwester Ludovica dies gleich zu thun und griff nach einem Papier.

„Die Frau Marchesa Mati,“ schrieb sie, „hat mich beauftragt, hochgeehrter Herr, Ihnen über das Befinden Ihrer Frau Gemahlin Kenntniß zu geben, seien Sie überzeugt, daß Sie von mir nur die Wahrheit erfahren werden und daß ich Ihnen nie von Besserungen Mitteilung machen werde, die nicht thatsächlich bestehen, auch liegt es in meiner Absicht, Ihnen jede eintretende Verschlimmerung sofort anzuzeigen.“

Ich bin erst seit acht Uhr früh hier und kann somit keine Vergleiche zu frühern Tagen ziehen, heut aber war Ihre Frau Gemahlin verhältnismäßig ruhig und ich glaube nicht, daß sie mich ungeru um sich sieht. Die Kleidung, welche ich trage, mag Ihnen eine Bürgschaft sein, daß ich nie schroff und unduldsam vorgehe.

Erbarmen ist unsre Pflicht und es wäre sicherlich ein schweres Vergehen, wollte ich dieses nicht gegen eine Unglückliche üben, welche vor allem Barmherzigkeit und Mitleid bedarf. Ich flehe zum Himmel um die Genehung Ihrer Frau Gemahlin.

Schwester
Ludovica.“

Die Nonne bewegte sich, ohne Geräusch zu verursachen. Nachdem sie den Brief zusammengefaltet, geschlossen und an die Marchesa Mati adressiert hatte, welche ihn dem Gatten zuschicken sollte, übergab sie ihn der Wärterin zur Weiterbeförderung. Ins Zimmer zurückgekehrt, schickte sie sich an, Ordnung zu machen, was auch dringend notwendig war. Nach einstündiger Arbeit konnte man das Gemach kaum wieder erkennen.

„Wenn ich auch nur in der angenehmen Lage wäre, dieser armen Unglücklichen ebenso zu helfen!“ sagte sich die graue Schwester seufzend.

(Fortsetzung folgt.)



Heinr. Jac. Beer 1892.

Im Wintersurm.

Der Schnee deckt die Erde, 's ist dunkel und kalt,
Es schüttelt der Sturm den entblätterten Wald;
Es jagen die Wolken am Himmel vorüber,
Und schneller nur kommen sie, trüber und trüber.

Mich jahren nicht Kälte, nicht Stürme und Schnee,
Denn thut mir das schneidige Brausen auch weh,
So bau' es auf Wähe und Flüsse doch Brüden,
Mit köstlichem Eisauf mich hoch zu beglücken.

preiszugegeben und die dicke, große Krankenwärterin sah ganz danach aus, als ob sie im Stande wäre, die Irre zu mißhandeln. So blieb denn Ludovica, vom Himmel die nötige Kraft ersiehend.

Während sie mit einem Gebetbuch in der Hand ihre Andacht verrichtete, schloß die Kranke ein und ihre Züge nahmen jetzt einen sanften, friedlichen Ausdruck an. Daran sich erinnernd, daß sie dem Gatten

zurückgekehrt, schickte sie sich an, Ordnung zu machen, was auch dringend notwendig war. Nach einstündiger Arbeit konnte man das Gemach kaum wieder erkennen.

„Wenn ich auch nur in der angenehmen Lage wäre, dieser armen Unglücklichen ebenso zu helfen!“ sagte sich die graue Schwester seufzend.



Kindersterblichkeit in den europäischen Großstädten. In der sechsten demographischen Section des in Budapest abgehaltenen hygienischen Kongresses berichtete der Direktor des statistischen Amtes der Stadt Magdeburg, Herr H. Silbergleit, über diesen Gegenstand: Im allgemeinen sei der Westen und äußerste Norden Europas durch günstige, der Süden und Osten durch ungünstige Kindersterblichkeit ausgezeichnet. Die 33 größten Städte Englands weisen in ihrer Gesamtheit für das Jahrzehnt 1888 bis 1892 eine Säuglingssterblichkeit von 16,3 pCt. der Lebendgeborenen auf, für die 193 Städte Deutschlands, die mehr als 15 000 Einwohner zählen, sowie für 57 österreichische Städte mit mehr als 12 000 Einwohnern berechnete Silbergleit eine um die Hälfte höhere Säuglingssterblichkeit, von 23,7 pCt., beziehungsweise 23,9 pCt. (für Wien 21,58 pCt.) für die 29 größten Städte Ungarns steigt dieselbe sogar auf 25,7 pCt. Im allgemeinen zeigt sich die für die Staaten erschichtlich gewordene Zunahme der Säuglingssterblichkeit vom Westen nach Osten auch hier wieder, allerdings mit häufigen Ausnahmen; so stehen Wien, Graz, Budapest und selbst Warschau günstiger als die westlicheren Städte Lachen, Köln, Hamburg, Berlin, München. Die Kindersterblichkeit wird durch Legitimitätsverhältnisse nicht in erheblichem Maß beeinflusst, denn bei hoher Zahl unehelicher Geburten übertrifft die Sterblichkeit der unehelichen diejenige der ehelichen Kinder nur in geringem Maß. Von besonderer Bedeutung erweisen sich ferner die klimatischen Verhältnisse, indem fast überall beim Anschwellen der Luftwärme in den Sommermonaten eine Verschlimmerung der Säuglingssterblichkeit eintritt. Die deutschen Städte leiden unter diesem Nebelstande am meisten. Nun haben aber die Untersuchungen Boeckhs über die Ernährungsweise für Berlin gezeigt, wie die Sommerhitze an den mit Mutter- oder Ammenmilch aufgezogenen Kindern ohne Schädigung vorübergeht, dagegen in dem Maße bedrohlicher auftritt, als von der Brustmilch zur Tiermilch-Ernährung und von dieser zur Anwendung von Milch-Ersatzmitteln übergegangen wird. Das ist aber bei der breiten Schicht der armen Bevölkerung der Fall, dort, wo die Frau an der Erwerbsthätigkeit des Mannes mit teilnehmen muß. Die Versorgung dieser Kreise mit teurerer Milch zu billigen Preisen, wenn überhaupt gegen Entgelt, wäre eine segensreiche, höchst wichtige soziale Tat.

Alter der Päpste. Gelegentlich des Bischofsjubiläums Leos XIII. veröffentlichte ein französisches Blatt eine interessante Studie über das lange Leben der Päpste. Seit der Rückkehr des heiligen Stuhls von Avignon nach Rom gab es 16 Päpste, welche älter wurden als 80 Jahre. Der jüngste von diesen Achtzigjährigen war Gregor XVI., welcher im Jahre 1846 im Alter von 80 Jahren, 8 Monaten und 12 Tagen starb. Ihm folgten Gregor XII, Calixtus II. und Benedikt XIII., welche alle drei älter wurden als 81 Jahre. Die Päpste Alexander VIII. und Pius VI. starben nach vollendetem 82. Lebensjahre. Vier Päpste

wurden alt 83 Jahre, und zwar: Gregor XIII., Innocenz X., Benedikt XVI. und Pius VII., Paul III. starb mit 84 Jahren; Clemens X., Clemens XII. und Pius IX. erreichten das 85. Lebensjahr. Die beiden Päpste, welche seit 1378 das höchste Lebensjahr erreichten, sind Clemens XII. und Paul VI.; der letztere, welcher erst mit 89 Jahren zum Papst gewählt wurde, saß auf dem Thron der Päpste bis zum Alter von 93 Jahren. In der Reihe der Päpste vor 1378 findet sich noch ein überraschenderes Beispiel von langem Leben: Gregor IX. starb im Jahre 1241 in einem Alter von fast 100 Jahren.

Ueber den Handschuh. Wenn die Seife nach einem Ausspruch Liebig's den Gradmesser der Kultur bilden soll, so kann man mit noch weit größerem Recht den Handschuh den Gradmesser der Vornehmheit nennen. Eine fein gehandschuhete Hand wird der Eigentümerin, selbst wenn sie sonst noch so einfach gekleidet ist, einen gewissen feinen Anstrich verleihen, während das Gegenteil, ein schmutziger alter Handschuh bei kostbarer Toilette, recht unangenehme Geheimnisse über den Charakter der Trägerin ausplaudert. So sehr sich auch der Handschuh seit seiner Entstehung in der Form vervollkommen hat, so sehr hat er dagegen an Bedeutung eingebüßt. Heutzutage hält man auf einen gutpassenden Handschuh, insofern eine wohlgeformte Hand, eine der vornehmsten Schönheiten des menschlichen Körpers, durch die Bekleidung nicht beeinträchtigt werden darf, aber wer denkt noch daran, welche bedeutende Rolle dieser kleine Teil unsres Anzugs einst als Sinnbild der Macht, Zeichen der Herausforderung, Liebespfand und Ehrengabe im Leben und Sterben unsrer Vorfahren spielte? Nach unsern Begriffen sind Handschuhe ein äußerst profanes Geschenk, wie es höchstens eine Verwandte oder Herzensfreundin der andern anbieten darf, während sie im Mittelalter ein höchst beliebtes Ehrengeschenk bildeten, das die höchsten Fürstlichkeiten huldvoll von ihren Untergebenen annahmen. So beschenkte Edward Vere, Earl von Oxford, die Königin Elisabeth von England bei seiner Rückkehr von einer Gesandtschaftsreise mit einem Paar gestickter Handschuhe, welche überdies einen so köstlichen Duft ausströmten, daß die Königin diese Art Wohlgeruch Lord Oxford-Parfum nannte, und ihr Vergnügen an diesem Geschenk auch dadurch zeigte, daß sie sich mit diesen Handschuhen malen ließ. Die jungfräuliche Königin gestattete jeder Person ihrer Umgebung, vom Lord Kanzler bis zum Küchenmeister herab, ihr mit einer Neujahrsgrube zu nahen, und in dem Verzeichniß dieser Geschenke finden sich auch drei Paar Handschuhe, „duftend wie Damascener Rosen“, angegeben.

Im Ziwak.



„Wissen Sie, Kamerad, seit diesem gemüthlichen Whistchen hier im Manöver-Ziwak vertheile ich erst, warum jetzt so streng darauf gehalten wird, daß der Offizier gute Karten mit ins Feld nimmt!“
„Freilich so ist es. Er muß immer noch einen Trumpf in der Hand haben. Daher der Name „Kriegsspiel!““

Sonderbare Frage. Alter Gek.: „Geben Sie mir doch eine himmelblaue Kravatte, die zu meinen blauen Augen paßt!“ Verkäuferin: „Bedaure, ist leider nicht da? Aber, darf es vielleicht nicht eine rote sein, die zu Ihrer roten Nase paßt?“

diese Art Wohlgeruch Lord Oxford-Parfum nannte, und ihr Vergnügen an diesem Geschenk auch dadurch zeigte, daß sie sich mit diesen Handschuhen malen ließ. Die jungfräuliche Königin gestattete jeder Person ihrer Umgebung, vom Lord Kanzler bis zum Küchenmeister herab, ihr mit einer Neujahrsgrube zu nahen, und in dem Verzeichniß dieser Geschenke finden sich auch drei Paar Handschuhe, „duftend wie Damascener Rosen“, angegeben.

Zweifelbige Scharade

von J. S.

Das Erste blühsinnell uns entschwindet,
Das Zweite ist bald groß, bald klein,
Das Ganze Jahre eng verbindet,
Auch könnten es Minuten sein.
Trennt man die Silben nicht, die Zeichen
Am Schluß nur, stellt ein Bild sich dar,
Dem oft das Ganze im Entwelchen
In jeder Weise ähntlich war.

(Auflösung folgt in Nummer 3.)

Buchstaben-Rätsel.

Dem Prachtbau wertvoll zweifellos,
Den nur besitzt, wer reich und groß,
Nehm' ich die letzte Silb' für mich,
Doch umgekehrt und fächerlich
Schließ ich darin dem Fürsten gleich,
Wenn auch nicht ganz so leidenschaftlich.
Mir schwände, was mir nie behagt,
Und klar die letzte Silbe sagt.

Aufgabe.

Aus den nachstehenden Wörtern sollen durch Vorsetzung je eines Buchstabens neue Wörter gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, bilden dann ein bekanntes deutsches Sprichwort:

- | | | | |
|-------------|-----------|----------|----------|
| 1) Socrates | 6) Lise | 11) Raum | 16) Bene |
| 2) bald | 7) Olga | 12) Horn | 17) heiß |
| 3) Abel | 8. Stern | 13) Otto | 18) alle |
| 4) Locke | 9) allein | 14) Ros | 19) Eire |
| 5) Leim | 10) Orden | 15) Ast | 20) acht |

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Bestigte Zeiten. Eine Stimme ruft durch das Telephon: „Herr Major, wollen Sie nächsten Sonntag mit Ihrer Familie bei uns zu Abend essen?“ — Das Dienstmädchen antwortet zurück: „Herr und Frau Major sind augenblicklich nicht zu Hause, aber sie können Sonntag nicht kommen, weil es mein Ausgehsonntag ist.“

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten. Geleg vom 11./VI. 70.

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz. Gedruckt und herausgegeben von Thring & Jahrenholz, Berlin S. 42, Pringestr. 86.